

Rainer Marten

Der menschliche Mensch

Abschied vom utopischen Denken

Um ein Nachwort erweiterte Neuausgabe

Verlag Karl Alber Freiburg / München

Rainer Marten

The Human Human Being

Leaving Utopian Thinking Behind

Theologians tell us that we are simply »human,« biologists tell us that, of course, we already are »human.« Philosophers, however, once again prove to be idiosyncratic and would have us believe that we are supposedly not yet human. Rainer Marten argues against this typical philosophical postponement of theoretical corroboration regarding the question of our humanness and, referring to philosophers such as Kant, Marx, and Heidegger, Marten shows that the »human human being« is always already present – but always present together with the »inhuman« and »inhumane.«

The human being does not have an »essence« that, qua »pure reason,« is to be actualised in a »classless society« or in the mirror-play of the »fourfold.« Instead, we are always already human beings precisely because we enact the play of being human for each other. Marten's book reflects the drama of human self-dramatisation and -aggrandisement in five reflections. This side of utopia and acceptance the human being, who we are, finds a new form.

The Author:

Rainer Marten, born in 1928, Professor of Philosophy at Freiburg University. Latest publications at Alber among others: »Die Möglichkeiten des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion« (2005, ³2015) (English: The possibilities of the impossible. On poetry in philosophy and religion), »Maßlosigkeit. Zur Notwendigkeit des Unnötigen« (2009, ²2014) (English: Exorbitance. On the necessity of the unnecessary), »Radikalität des Geistes. Heidegger – Paulus – Proust« (2012) (English: Radicality of the mind. Heidegger – Paul – Proust), »Endlichkeit. Zum Drama von Tod und Leben« (2013) (English: Finitude. On the drama of life and death), »Lob der Zweiheit. Ein Philosophisches Wagnis (2017) (English: The praise of twoness. A philosophical venture).

Rainer Marten

Der menschliche Mensch

Abschied vom utopischen Denken

Theologen lassen uns wissen, wir seien bloß Menschen, Biologen, wir seien es schon und sogar. Allein Philosophen überraschen uns mit der Vorhaltung, wir seien es noch nicht. Gegen die theoretische Ver-tagung des wahrhaft Humanen, wie sie in der Neuzeit an Bedeutung gewinnt und in den Philosophien von Kant, Marx und Heidegger ihre maßgebliche Ausprägung findet, zeigt Rainer Marten, dass der »menschliche Mensch« immer schon präsent ist – gemeinsam mit dem »unmenschlichen«.

Der Mensch hat kein »Wesen«, das als »reine Vernunft«, in der »klassenlosen Gesellschaft« oder im Spiel des »Weltgevierts« erst noch zu realisieren wäre. Menschen sind wir vielmehr immer schon, indem wir uns voreinander und vor uns selbst als Menschen inszenieren. Das Buch führt das Drama menschlicher Selbstinszenierung in fünf Spiegelungen vor. Diesseits von Utopie und Akzeptanz gewinnt dabei der Mensch, der wir selbst sind, eine neue Gestalt.

Der Autor:

Rainer Marten, geb. 1928, Professor für Philosophie an der Universität Freiburg i. Br. Zuletzt von Rainer Marten im Verlag Karl Alber erschienen sind: Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion (3. Aufl., 2015), Maßlosigkeit. Zur Notwendigkeit des Unnötigen (2. Aufl., 2014), Radikalität des Geistes. Heidegger – Paulus – Proust (2012), Endlichkeit. Zum Drama von Tod und Leben (2013), Der menschliche Tod. Eine philosophische Revision (Neuausgabe 2016), Lob der Zweierheit. Ein philosophisches Wagnis (2017), Denkkunst. Kritik der Ontologie (Neuausgabe 2018).

Die Originalausgabe des Buches erschien mit gleichem Titel
1988 im Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

*Für Johannes Cremerius
und Annemarie Cremerius*



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Um ein Nachwort erweiterte Neuausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2018
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz: SatzWeise GmbH, Trier
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-495-48949-9

Inhalt

I. Der Mensch im Spiegel des Anderen	11
1. Endlichkeit und Öffentlichkeit des Spiegelblicks	11
2. Menschliche Selbstinszenierung	20
3. Die Urszene	32
4. ›Regard-regardé‹ und ›regard-regardant‹	40
5. Der methodisch verweigerte Augen-Blick	45
6. »Jetzt noch sehen wir durch einen Spiegel im Rätsel- bild« (Paulus)	48
7. Eigenheitliches Sehen	52
8. Die Gegenwart des Einen und Anderen	55
II. Der Mensch im Spiegel der ›Menschlichkeit‹	62
1. Die Spiegelmetapher	62
2. Die Spiegelung als Mensch	65
3. Das Selbstverständnis Mensch zu sein	73
4. Der Mensch im Spiegel seiner moralischen Maßstäbe	87
5. Der Mensch im Spiegel seiner poetischen Transzendenz	100
III. Der Mensch im Spiegel reiner Vernunft	116
1. Die Vorhaltung philosophischer Vernunft	116
2. Die Vorspiegelung von Vernunft als menschlicher Eigenheit und Wesenheit	120

3. Der Mensch im Spiegel seines utopischen Noch-nicht-Seins	144
3.1 Die Idee des Neuen Menschen	144
3.2 ›Negative Dialektik‹	150
3.3 Der Mensch als Selbstspiegelung der Vernunft	154
3.4 Der Mensch im Spiegel des Vernunftbedürfnisses	160
3.5 Der Mensch im Spiegel vernünftiger Gesinnung	164
3.6 Der Mensch im Spiegel der Kritik des Unmenschlichen	169
3.7 Die Vorspiegelung vernünftiger Hoffnung	178
IV. Der Mensch im Spiegel dienlicher Vernunft	185
1. Vernunft im Dienste des Lebens	185
2. Vernunft im Dienste des Einen und Anderen	189
3. Vernunft im Dienste des Dissens	196
4. Vernunft im Dienste des Kompromisses	212
5. Vernunft im Dienste des Gewissens	221
V. Der Mensch im Spiegel des gegenwärtigen Zeitalters	227
1. Das Unmaß des Verfügbaren	227
2. Der Umgang mit dem Fortschritt	234
2.1 Die Möglichkeiten des Rechts	234
2.2 Die Kompromißlosigkeit des Fortschritts	239
2.3 Der Rechtsstaat als Kompromiß	241
2.4 Kompromißfähigkeit und Kompromißbereitschaft der vom Fortschritt Betroffenen	250
3. Der instrumentelle Mensch	254
4. Was an der Zeit ist	261
4.1 Die Geschichtlichkeit des instrumentellen Menschen	261
4.2 Die Menschlichkeit des instrumentellen Menschen	270
4.3 Die Feststellung des ›Ungleichzeitigen‹	274
4.4 Der Bürgerkrieg der Einstellungen	280

	Inhalt
5. Was auf dem Spiel steht	287
5.1 Abstand	287
5.2 Halt und Einhalt	288
5.3 Vielfalt	290
5.4 Gewissen	292
5.5 Gesicht	294
Nachwort	297
Literaturverzeichnis	308

I. Der Mensch im Spiegel des Anderen

1. Endlichkeit und Öffentlichkeit des Spiegelblicks

Menschen spiegeln sich: je der Eine im Anderen. Ohne das fänden sie nicht zueinander und zu sich selbst. Sich im Anderen zu sehen, heißt vor allem, im eigenen Leben und Handeln selbsthaft Halt zu gewinnen und Einhalt zu erfahren. Am Anderen führt praktisch kein Weg vorbei. Noch der weiteste Ausgriff des menschlichen Blicks wird vom spiegelnden Anderen aufgefangen und ›beendet‹. Worauf Einer auch sein Auge richtet, es ist der Andere, der ihn zu sich selbst führt. Niemand, es wäre denn einer absolut für sich, kann sich sehenden Auges in Unendlichkeiten verlieren und seiner selbst verlustig gehen. Sehen ist seiner selbsthaften und spiegelnden Natur nach endlich.

Der Andere steht dem Einen nicht nur im Wege, sich selbst für jeden und alles anzusehen und so, ohne Gegenwart und Gegenüber zu finden, selbstverloren ins Unendliche abzutreiben. Er nimmt ihm zugleich den Blick auf unendlich zu lebendes Leben. Wer den Anderen sieht, direkt oder indirekt, ist sich praktisch gewiß, nicht für immer zu sein. Im Spiegelverhältnis des Einen und Anderen entdeckt sich das Verhältnis von Leben und Tod. Wer im Anderen zu sich selbst findet, eignet sich eigenes Leben und eigenen Tod an. Jede glückende Selbstspiegelung ist Manifestation der Endlichkeit des Selbst und des Lebens.

Wie am Anderen, so führt auch am Tod kein Weg vorbei. Das gehört zusammen. Der Tod ist kein zweiter Spiegel neben dem Anderen. Tod, sofern zu ›sehen‹, Tod der Anderen und eigener, ist im Verhältnis des Einen und Anderen als einem endlichen Verhältnis gegenwärtig. Der Eine und Andere sind in eins lebenspraktisch und zeitlich verbunden: in ihrem jeweiligen

Selbstsein und einander Gegenwärtigsein, in ihrer Lebendigkeit und (Lebens-)Endlichkeit. Sie teilen in jedem Moment ihres Einander ihr Leben und Handeln, ihre Zukunft und Vergangenheit. Der Andere, ob alt oder jung, gesund oder krank, ist nicht der Tod, sieht nicht wie der Tod aus. Er ist in der Begegnung eine Zeitgestalt, die als solche die ›Gunst der Stunde‹ wahrnimmt, voll die lebensbefähigende und lebenserfüllende Endlichkeit des Einen zu spiegeln: sein endliches Selbst und sein endliches Leben. Selbsthaft zu leben und zu sterben weiß nur Einer, der sich im Anderen selbst sieht.

Sprechen wir freilich davon, Menschen brauchten und gebrauchten Spiegel, dann haben wir für gewöhnlich künstliche und natürliche im Sinn, wie sie seit alters dazu dienen, einem Menschen das eigene Aussehen ohne ersichtliche Mitwirkung anderer vor Augen zu führen. Besonderen Metallen, Gläsern und Wassern zugewandt, nehmen Menschen offenen Auges ein Verhältnis zu sich und ihrer Erscheinung auf, das rein für sie selbst zu bestehen scheint: die Spiegelung des eigenen Gesichts und der eigenen Gestalt ohne Gegenwart von Gesicht und Gestalt des Anderen. Aristoteles möchte darum bei einem Menschen, der sich im Spiegel sieht, gar nicht von einem *Selbst*-bezug, sondern allein von einem solchen des *Gesichts* sprechen:

wenn wir unser Gesicht sehen wollen, sehen wir in den Spiegel, wenn uns selbst, auf den Freund, denn er ist, wie wir sagen, das andere Ich (ἕτερος ἐγώ).¹

Nach dieser Unterscheidung von Spiegeln und Erkennen ist allein der Sichselbsterkennende nicht autark, sondern bedarf des freundschaftlich Anderen², während der Sichspiegelnde für vollends selbstgenügsam gilt.

¹ Aristoteles, *Große Ethik*, II 15 1213a 21. Es ist bemerkenswert, daß das alter ego in die philosophische Reflexion als Freund eingeführt wird, nicht als Jedermann der einen Lebens- und Erlebniswelt (Edmund Husserl), nicht als Feind (Jean-Paul Sartre).

² Aristoteles, ebd. 1213a 26.

So sorgsam und genau aber das Sich-für-sich-Sehen im Spiegel auch durchgeführt werden mag, keine leibhafte Ungegenwart der Anderen bringt es zuwege, daß sie nicht doch im Sichsehen des Sichspiegelnden mit dabei sind und mitsehen, ja das Sehen gründen und freigeben, mit dem Einer sich im Spiegel sieht – sein Gesicht und eben doch sich selbst.

Sich zu spiegeln bringt dem Menschen mit der Erfahrung eigener Endlichkeit zugleich die eigener Öffentlichkeit. Es gibt kein *privates*, individuell-autarkes Spiegeln, keine autistische Selbstsicht. Wer sich selber für sich selbst spiegelt, ist sich praktisch der Augen des Anderen gewiß: sie erregen und durchherrschen sein sinnlich wahrgemachtes Interesse an sich selbst, gewähren ihm Halt, gebieten ihm Einhalt. Mag sie auch noch so subjektiv und ›falsch‹ sein – die Sicht, die jemand aus seinem Spiegelbild von sich selbst für sich gewinnt, trägt Züge öffentlicher Auslegung. Dabei hat jedes Sich-für-sich-selbst-Sehen mit seinem öffentlichen zugleich einen exemplarischen Charakter. Die – ungegenwärtigen – Anderen sehen nicht nur mit aus dem eigenen Spiegelbild heraus; der Sichspiegelnde sieht sie auch mit hinein. Wie da Einer sich selber für sich selbst sieht, könnte er stets Vorbild für die Selbstsicht Anderer sein, sähen sie nur seinen Blick mit. Wer eine extreme Möglichkeit des Sich-für-sich-Spiegelns nützt und sich seinen Spiegel aus seiner ›eigensten‹ Lebensgeschichte, nämlich aus der Geschichte der eigenen Kindheit selber fertigt, wird sich dabei gegenüber Anderen öffnen und ihnen die Chance geben, den Blick auf das offengelegte eigene Spiegelbildnis zu teilen und sich in ihm als einem ›Vorbild‹ selbst zu entdecken.³

³ Andrej Tarkowskij bemerkt zu seinem autobiographischen Film: »Im ›Spiegel‹ wollte ich nicht von mir selbst erzählen, sondern vielmehr *von den Gefühlen*, die ich mir nahestehenden Menschen gegenüber empfinde, von meinen Beziehungen zu ihnen, meinem ewigen Mitgefühl für sie (...).« Und eine Zuschauerin aus Gorkij schreibt ihm: »Haben Sie Dank für den ›Spiegel‹. Ganz so sah meine Kindheit aus ... Nur – wie haben Sie davon erfahren können? (...) als ich im dunklen Kinosaal auf ein von Ihrem Talent

Jede Spiegelung, auch die vermeintlich rein subjektive, ist öffentliche Selbstausslegung. Der im Einzelnen vereinte und ihn lebenspraktisch auszeichnende Reichtum des Besonderen bricht sich im Blick ›auf sich selbst‹ in Erfahrungen menschlicher Lebensteilung. Die ›innersten‹ Gefühle, die ›eigensten‹ Sichten und Erfahrungen sind jeweils an Eigenheitliches gebunden, das Einer mit Anderen teilt oder auf praktisch bedeutsame Weise nicht teilt. Aus allen Lichtern und Schatten, Farben und Gestalten, in denen Einer sich selbst sieht, schaut Besonderes heraus, das menschliches Einander prägt und aus dem es lebt: schön oder häßlich zu sein, geliebt oder verschmäht, jung oder alt, gesund oder krank.

Wer sich im einander Spiegeln selbst auslegt und identifiziert, erfaßt sich nicht schon in seiner Individualität. Die Eigenheiten, ob sie als unterschiedene oder gleiche einander begegnen, sind von allgemeiner Art. Es reicht nicht zu, sich für eine gegenwärtige Konstellation von Eigenheiten einen ›unteilbaren‹ Stand- und Gesichtspunkt vorzustellen, um auf Individualität zu stoßen. Schon gar nicht ist sie, ihrem lebenspraktischen Verständnis nach, aus dem abzuleiten, was Biologen an menschlichen Individuen als die paar Prozent individuelle genetische Information feststellen. Der gemeinschaftlich Lebende und Handelnde gibt in seinem endlichen und öffentlichen Einander Individualität nur insoweit zu erkennen, als das mitgesehen wird, was daran genau nicht zu seiner Endlichkeit und Öffentlichkeit findet. Praktische Individualität kommt nur in den Blick, wenn die Unerschöpflichkeit und Unergründlichkeit des Einen und Anderen für einander und für sich selbst in ihren eigenheitlichen Äußerungen wahrgenommen wird. Nicht die in einem Moment aktualisierte Mannigfaltigkeit des Eigenheitlichen spiegelt für sich Individualität. Zu ihrer Erscheinung gehört ge-

ausgeleuchtetes Stück Leinwand schaute, da fühlte ich zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich nicht allein bin.« (A. Tarkowskij, *Die versiegelte Zeit*. S. 155; 10f.)

rade das, was da für einander im Dunkeln bleibt, sich in der Vielfalt des Eigenheitlichen einer jeden Äußerung der genauen Aussonderung und Benennung entzieht. Die komplexe Eigenheit eines Schönen und Geliebten oder eines Alten und Kranken ist niemals im Reichtum ihres Was zu klären (›auszudifferenzieren‹), sondern läßt sich allein, in freier Bejahung dieser Unschärfe, als ›individuelles‹ Wie erfassen.

Auslegen und Identifizieren sind dem Eigenheitlichen als Besonderem und Nichtindividuellem verschrieben. Darum kommt auch beides – zum Glück der lebenssteilig Handelnden – prinzipiell zu keinem Ende. Zu verstehen ist, streng genommen, überhaupt nur, was interpretierbar ist. Jede Verständigung unter Menschen setzt voraus, daß sie nicht ›eineindeutig‹ miteinander verkehren, sondern sich in Verallgemeinertem aufhalten, das als solches nach Deutung verlangt – ganz so wie Sprache, die der Verständigung dient, in jedem ihrer Prädikate ein allgemein und nicht eigennamentlich Benennendes ins Spiel bringt. Menschen bleiben einander und sich selbst ein Rätsel, eine Überraschung, eine stets neue Aufgabe der Auslegung und Identifizierung, sofern sie ein verstehend-freies und kein mechanisches Verhältnis zueinander haben. Der Einzelne ist aber in seiner Individualität nicht etwa ein ›Ding an sich selbst‹, weil im Einander stets nur sein Besonderes zur ›Erscheinung‹ käme. Die Individualität des Einen und Anderen kommt vielmehr in der Spiegelung des eigenheitlich Besonderen voll zum Vorschein (sc. als Individualität), wenn nur mitgesehen wird, daß keine Allheit von Eigenheiten dingfest zu machen, niemand vollends und endgültig auszulegen und zu identifizieren ist. Gerade dadurch bewahren sie sich ihre lebendige und aktive Individualität, daß sie ihre lebensbefähigende Endlichkeit und Öffentlichkeit im Allgemeinen finden, ohne jedoch darin aufzugehen. Ein Ineinanderspiegeln absolut geklärter Individualität ist, was die freie lebensbefähigende Art des Einander anbelangt, nur als tödlich vorzustellen.

Die lebenspraktische Bedeutung des Spiegelblicks ist nicht

stets die gleiche. Noch bevor Kinder sich im Spiegel klar und ausdrücklich selbst erkennen, wechseln sie ihr Verhalten vor ihm von einer naiven Freude in affektives Ihrer-selbst-bewußtsein: sie reagieren auf ihr Spiegelbildnis mit Verlegenheit, Schüchternheit, Wegsehen und Clownerie.⁴ Das ist bereits ein Vorschein der Öffentlichkeit des Spiegeln: Sehen, Sichsehen und eben Gesehenwerden. Sobald sich dann Kinder im Spiegel selbst erkennen, zeigt sich vollends, daß es kein unmittelbares Verhältnis von Sehen und Sichsehen gibt. Das Selbst der frühen Selbsterfahrungen und des zeitig erlernten Unterscheidenkönnens zwischen sich selbst und Anderen erhält eine neue Dimension: sich selbst öffentlich zu sein. Der Sichentwickelnde unterscheidet jetzt den eigenen Leib vom eigenen Selbst und beginnt gerade deswegen im Interesse seines Leibes zu handeln. Auf diese Weise stabilisiert er sich für sich selbst als Selbst- und Fremdverhältnis. Er ist nunmehr auch stark und empfänglich genug für Selbstbewunderung. Kein Sichsehen im Spiegel, soll es nicht pathologisch sein, darf so weit gehen, daß sich in ihm der Sehende durch und durch fremd ist, er sich gänzlich von außen beobachtet und nicht länger selbst in seinen gegenwärtigen Erfahrungen lebt.⁵

Mit der Öffentlichkeit, die er freigibt, ist der Spiegel Schauplatz lebensbefähigender Selbstfremdheit und Selbstbefremdung, nicht aber pathologischer Selbstentfremdung. Erschrickt ein Philosoph im Spiegel vor sich ›selbst‹, weil er nachts im Omnibus von der anderen Seite einen herabgekommenen Schulmeister hereinkommen zu sehen meint, in Wahrheit aber sich selbst im Spiegel sieht, dann überrascht er sich selbst in einer Ausgelegtheit, die er eigentlich nur Anderen zukommen lassen möchte (sein Klassenhabitus ist zwar getroffen, nicht aber das entsprechende Selbstbewußtsein), erkennt und akzeptiert aber

⁴ B. K. Amsterdam, *Consciousness of Self*, S. 68 ff.

⁵ P. Schilder, *Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein*, S. 54 (zitiert nach F. A. Weiss, *Self-Alienation*, S. 44).

darauflin dennoch sich selbst.⁶ *Er* bleibt der Sehende *und* Gesehene, agiert in nichts selbstlos, wird sich nicht schlechthin äußerlich.

Mit dem Spiegel sein Spiel treiben und ihn zur bloßen Verdoppelung vertrauter eigener leibhafter Empfindungen nutzen, um solcherweise allein Sinnlichkeit zu reflektieren, nicht aber sich selbst, stellt einen künstlichen Spiegelgebrauch ohne lebenspraktische Bedeutung dar. Wer, vor dem Spiegel rauchend, die glatte und heiße Oberfläche des Holzes nicht nur dort fühlt, wo seine Finger sind, sondern auch in jenen »verklärten, nur sichtbaren Fingern, die in der Tiefe des Spiegels sind«⁷, belegt in der Tat, wie das spiegelnde Trugbild das eigene ›Fleisch‹ nach außen zu ziehen vermag.⁸ Er beweist damit jedoch nur, wie ein momentan eingeschränktes Interesse auch einmal die Bedürfnisse eigener Endlichkeit und Öffentlichkeit übersehen läßt, die den Menschen sonst dazu bringen, *in* den Spiegel und *aus* ihm zu sehen.

Jedes Befremden vor dem Spiegel, das einen Menschen sich zunächst nicht selbst erkennen, das ihn verlegen werden und von seinem Spiegelbildnis wegsehen läßt, verweist deutlich auf Probleme, die Sichsehende als solche mit sich selbst haben. Wie different auch die Umstände und die Entwicklungsstufen des Selbst sein mögen, jedesmal handelt es sich um eine Art von Objektivierung und Entäußerung, um ein *Sichfremdsein*. Der Spiegelnde findet sich als solcher in seiner lebendigen Selbsterfahrung und seinem praktischen Selbstverständnis nicht bestätigt. Diese Fremdheit und Befremdung läßt ihm aber sein Spiegelbildnis nicht zu etwas real Äußerlichem geraten. Er hält sich im Blick vielmehr selbst aus – als (selbst-)beobachtet. Anstatt das Bild im Spiegel zu verneinen und bedeutungslos zu

⁶ E. Mach, *Die Analyse der Empfindungen*, S. 3 Anm. 1.

⁷ P. Schilder, *The Image and Appearance of the Human Body* (zitiert nach M. Merleau-Ponty, *L'œil et l'esprit*, S. 33).

⁸ M. Merleau-Ponty, ebd.

machen, nimmt er es eher noch zum Vorbild seiner selbst. (Wo das bei Kindern beobachtet wird, sprechen Psychoanalytiker vom primär-narzißtischen Ideal-Ich – im Unterschied zum Ich-Ideal als einem Produkt des ödipalen Prozesses.)⁹

Der Mensch ist an sich weder endlich noch öffentlich, weil er nicht an sich selbsthaft ist. Endlichkeit und Öffentlichkeit bestimmen den Menschen nur dann in seiner lebenspraktischen Gegenwart, wenn es ihm glückt, gemeinschaftlich sein Selbst zu bilden und zu bewähren – das Selbst seines Selbstbewußtseins¹⁰, Selbstvertrauens und seiner Selbstbejahung.¹¹ Darum zeigt das Verhalten vor dem Spiegel auch Züge sich entwickelnder Öffentlichkeit. Erlernen Kinder vor dem Spiegel besondere Funktionen der Körperbeherrschung, benutzen sie ihn für autoerotische und spielerische Entdeckungen des eigenen Körpers, dann sind sie, wie es scheint, ganz bei sich selbst, in Wahrheit aber doch auf dem Weg, sich sich selbst und Anderen zu entdecken und zu eröffnen – als eigenen Leibes, eigener Sinnlichkeit, eigenen Geschlechts, eigener selbsthafter Lebendigkeit.¹² Am Beginn dieses Weges und zur Grundlegung der Öffentlichkeitsfähigkeit vollzieht sich das – glückende – Leib an Leib (Mund an Brust), Gesicht in Gesicht. Was sich auch immer dem entdecken mag, der im Spiegel auf seine leibhafte Erscheinung und bestimmte Körperteile sieht, nicht erst der Volkstribun, wie er

⁹ J. Lacan, *Le stade du miroir*, S. 93–100. Vgl. ders., *Propos sur la causalité psychique*, ebd., S. 34. Siehe auch M. Merleau-Ponty, *The Primacy of Perception* (zitiert nach B. K. Amsterdam, *Consciousness of Self*, S. 74).

¹⁰ Damit sind hier nicht Stolz, eigene Wichtigkeit und entsprechende Arroganz eines Einzelnen angesprochen, sondern die praktische Bejahung des endlichen und öffentlichen Einander.

¹¹ Nicht als Akt eines Einzelnen, sondern als Gemeinschaftsleistung, z. B. von Kind, Mutter und Vater, zu verstehen.

¹² Der unmittelbare Auge-zu-Auge-Kontakt wird ab der achten Woche beobachtet. Siehe D. N. Sterne, *The Interpersonal World of the Infant*, S. 37. Bedeutsam ist auch die experimentell gesicherte Feststellung, daß das Sehen des Kindes als Antwort auf die Frage, was es lieber sieht: Gesichter oder sonstiges, eindeutig das menschliche Gesicht vorzieht. Siehe ebd. S. 40.

vor dem Spiegel die Beherrschung demagogischer Mimik und Gestik übt, gibt zu bedenken, daß der eigene Leib als selbstgesehener bereits ein veröffentlichter ist. Selbsthaft, wie er ist, verfügt der Mensch über keine hermetische Selbstheit, die ihn den eigenen Leib ganz für sich behalten ließe. Der Jüngling hätte vor dem Spiegel nicht »Reiz«, »Lieblichkeit« und das »freie Spiel der Geberden« gefährden können, wären nicht, »von der Gunst der Frauen herbeigerufen, die ersten Spuren von Eitelkeit« an ihm zu erblicken gewesen.¹³

Sich spiegeln – das ist Kommunikation mit sich selbst und Anderen. Zur Routine geworden und unaufdringlich ist sie, wenn Menschen in den Spiegel sehen, um sich – konventioneller Schönheit zuliebe – zu ›putzen‹. Fragt sich aber Eine, gleich der Königin im Märchen, ob sie die Schönste sei, dann zeigt sie sich der Öffentlichkeit und fordert sie mit ihrem Spiegelblick zugleich eigens heraus. Im Spiegel bleibt ihr daraufhin gegebenenfalls selber für sich selbst nurmehr zu entdecken, daß sie zwar ›hier‹ (von sich), nicht aber auch ›dort‹ (von Anderen) für die Schönste angesehen wird und anzusehen ist. Mit ihrem Blick in den Spiegel und aus ihm heraus auf sich selbst kommt sie am sehenden und gesehenen Gesicht der schöneren Anderen in keinem Falle vorbei. Jede Venus im Spiegel, den Cupido ihr vorhält, sieht halb bewußt den Paris mit.

Der Narziß der Fabel¹⁴ zeigt, wie selbstzerstörerisch und tödlich es ist, im eigenen Spiegelbild allein sich selbst zu sehen. Wer schlechthin spröde ist, wer selbst Echo, die »klangreiche« und vor Liebe »heiß erglühte« Nymphe verschmäht, ist unfähig, im Spiegel sich selbst öffentlich zu werden. Notwendig setzt Trug ein: der Wahn, in sich selbst den einzig zu begehrenden Anderen zu sehen. Der wahre Blick in den lauterer Quell gelingt nicht richtig und kommt zu spät. Als Narziß endlich im Spiegel sich ›selbst‹ erkennt, sehen ihn noch immer keine Anderen an, er-

¹³ H. von Kleist, *Über das Marionettentheater*, S. 379.

¹⁴ Ovid, *Metamorphosen*, 3, 346 ff.

reicht ihn weiterhin keine Öffentlichkeit. Das jede Selbst- und Fremddistanz aufhebende Begehren, sich im spiegelnden Wasser selbst zu küssen, wird abgelöst von dem Wunsch, sich vom eigenen Leib zu trennen. Physische Selbstvernichtung setzt ein. Der sich ›narzißtisch‹ Spiegelnde ist somit Gegenbild des Voyeurs, der im Schauen ›Anderer‹ praktisch bei sich selbst bleibt. Narziß demonstriert die Implosion des Spiegels, während der Voyeur allein die lebenspraktischen Möglichkeiten des Spiegels vergibt, indem er Widerspiegelndes mit Durchsichtigem vertauscht. Er ist nur zu schwach für die Öffentlichkeit – ein verarmter und isolierter Augeninhaber.¹⁵ Narziß dagegen ist die leibhaftige Negation des lebensbefähigenden Spiegels: er ist von Grund auf um seine Endlichkeit und Öffentlichkeit gebracht. Wie der Exhibitionist im Sichzeigen ist Narziß im Sichsehen allein sich ›selbst‹ gegenwärtig. Er hat keinen Anderen, der ihm Halt und Einhalt garantierte und überhaupt zum Leben und Handeln motivierte. Er ist so ein Beispiel dafür, wie kein Spiegel, der an sich ohne Leben und Sehkraft ist, dazu taugt, einen Menschen sich selbst zu sehen zu geben, wenn er als Spiegel so bleibt, wie er an sich ist.

2. Menschliche Selbstinszenierung

Der Mensch inszeniert sich selbst – der heimische und fremde, der schöne und häßliche, der männliche und weibliche. Jede eigenheitliche Äußerung von Menschen, jede ihrer lebenspraktischen Identifizierungen ist ein szenisches Spiel, in dem sie sich

¹⁵ Eine bedeutsame zeitgenössische Variante des Voyeurismus, nämlich der geteilte in der gemeinsamen sexuellen Passivität, wird von dem US-amerikanischen Maler Eric Fischl sichtbar gemacht (*Bad Boy*, 1981; *Birthday Boy*, 1983). Ihm gelingt es zudem, den Bildbetrachter in das szenische Wechselspiel der Voyeure einzubeziehen. Die unaufhebbare Selbstverlorenheit des Voyeurs wird dabei besonders anschaulich. Siehe u. a. D. B. Kuspit, *Voyeurism*.